Wir

Älteren in den Gewerkschaften in Bremen und Bremerhaven

Nr. 25 - 2015

Friedens - Mahnwache

Seite 3

Gegen den Strom Arno Klönne

Seite 17

Wem gehört die Stadt

Seite 21

Hart Backbord

Liebe Leserin, lieber Leser,

Editorial

Wir begrüßen Euch mit unserer 25. Ausgabe. Schwerpunkte in dieser Ausgabe sind zwei „Bremensien", die polititisch und kulturell sicher eine überregionale Bedeutung haben: Seit 33 Jahren Woche für Woche steht eine Gruppe von Menschen auf dem Bremer Marktplatz und fordern Abrüstung, Frieden und Gerechtigkeit. Wir haben mit zwei von ihnen gesprochen.

Seit 37 Jahren besteht in Bremen ein Chor, der inzwischen internationale Anerkennung gewonnen hat. Der Shanty Chor Hart Backbord. Drei Gründungsmitglieder waren zum Interview bereit und haben uns ihre bewegte Geschichte erzählt.

Leider fehlen in dieser Ausgabe Beiträge zu Griechenland und zur Flüchtlingsproblematik. Wir werden versuchen dies nachzuholen.

Beachtet bitte am 1. Oktober den Tag der Älteren Menschen, der wieder auf dem Hanseatenhof begangen wird. Und den Aufruf zur zentralen Demo gegen TTIP/CETA am 10. Oktober in Berlin.

Wir freuen uns wie immer über Eure Anregungen, Artikel und Briefe.

In eigener Sache

Alle Ausgaben unserer Zeitung „Wir" sind im Internet als PDF-Dateien einsehbar:
www.aulbremen.de/seniorenzeitung-wir

Inhalt

Die Bremer Friedens-Mahnwache auf dem Marktplatz **3**

Der Wert der Jahre **8**

Streik: bei KITAS und sozialen Berufen **10**

Ein Bremer Original: Shanty-Chor Hart Backbord **11**

1. Oktober 2015 - Internationaler Tag der älteren Generation **16**

„Gegen den Strom" - Arno Klönne **17**

Unbequem aus Verantwortung **20**

Wem gehört die Stadt ? **21**

Die Geschichte **22**

Titelfoto: Shanty-Chor Hart Backbord 1981

Die Bremer Friedens-Mahnwache auf dem Marktplatz

Interview: Orhan Çalışır

Viele Menschen, die donnerstags auf dem Marktplatz vorbei laufen, sehen eine unermüdliche Gruppe von Menschen, die eine Mahnwache für den Frieden halten, wie hat diese angefangen und warum?

Ingeborg Kramer

Es hat angefangen mit dem Protest gegen Brokdorf, mit dem Protest gegen die Atomkraft. Unsere Kinder sind damals dorthin zur Demonstration gefahren. Wir wussten, dass sie sich in eine schwierige Situation begeben haben. Wir sind selbst noch nicht mitgefahren, aber wir haben unsere Kinder unterstützt. So fing es an.

Und dann ging das über in die Protestbewegung gegen die Stationierung der Raketen. Einmal im Jahr war eine Friedensdekade der Kirche und da haben wir uns dann überlegt, wie wir uns beteiligen könnten. Und haben dann praktisch die Mahnwache rüber geführt in die Protestaktion, die sich gegen Pershing und Cruise Missiles Raketen wandte. Das Ganze wurde getragen und unterstützt - das war schon ganz was Besonderes - von der Frauenhilfe in Bremen. Die Frauenhilfe hat ein Image eher so bisschen betulich und mit strickenden Frauen –was ich selbst gerne tue. Es war erstaunlich, dass sie sich gegen Abmahnung und Widerstand dazu bekannt hat, dass sie diese Mahnwache gemacht hat.

Barbara Heller

Das heißt, der Ursprung kam von der Evangelischen Kirche und dort von einem Teil der Frauen, also schon eine besondere Sache.

Ingeborg Kramer

Ich muss doch noch ein Schritt zurückgehen: Davor gab es die Anti-Apartheid-Bewegung in Bremen, mit dem Boykott von Früchten aus Südafrika. Der wurde von der Frauenhilfe unterstützt und da waren die Reaktionen der Landeskirche unverständlicherweise so hart, dass auch die Gelder gestrichen wurden. Es hat harte Auseinandersetzungen gegeben.

Wann haben Sie zum ersten Mal dort auf dem Marktplatz gestanden?

Ingeborg Kramer

Daran kann ich mich nicht erinnern, aber an den Protest gegen die Apartheid. Da haben wir uns am 1. März bei schlechtestem Wetter am Bahnhof getroffen. Von da sind wir zum Marktplatz gelaufen und hatten als Mittel, um die Apartheid darzustellen, große Bananenkartons. Auf jedem stand ein Begriff, der die Apartheid ausmachte und die Kartons haben wir uns auf den Kopf gesetzt. An das genaue Datum der Friedensmahnwache kann ich mich nicht erinnern, aber das war 1981 oder 1982.

Barbara Heller

Ich bin seit 15-16 Jahren dabei und solange ich die Mahnwache kenne, gibt es ein zentrales Transparent, da steht drauf „Mahnwache für Frieden und Gerechtigkeit“. Das ist auf ein altes Betttuch geschrieben und man sieht, dass es lange im

Ingeborg Kramer
82 Jahre, Mutter von vier Kindern. Sie sei im Wesentlichen durch ihre Kinder politisiert, sagt sie.

Barbara Heller
Jahrgang 1951, studierte Sozialpädagogik und hat neben der politischen Tätigkeit als Sozialpädagogin gearbeitet

Einsatz ist, aber die Griffe sind inzwischen verstärkt worden. Diese Losung „Für Frieden und Gerechtigkeit“ wird dort seit 33 Jahren hoch gehalten. Woche für Woche!

Wie reagieren die Menschen auf Sie? Es ist, wenn ich das so ausdrücken darf, ein etwas surreales Bild, was Sie da abgeben. Dort toben auch viele Touristen rum. Sprechen die Sie mal an?

Ingeborg Kramer
Ja durchaus! Letztens an Himmelfahrt, es war schönes Wetter und so sind viele gekommen. Im Zusammenhang mit der Ukraine gab es intensive ablehnende Gespräche, aber ganz oft wird dann gesagt, „eigentlich müssten wir auch mit dabei stehen“. Diese Aussage kommt nicht nur von den Touristen, sondern auch von den Hiesigen. Sie haben uns da so oft gesehen...

Barbara Heller
Ich finde die Reaktionen auch von Touristen überwiegend positiv. Es sprechen einen nicht die Leute an, die einen beschimpfen wollen, sondern gerade die, die eine positive Verbindung zur Friedensbewegung aus ihrem eigenen Leben haben. Es gibt immer wieder Leute, die sagen: so etwas hat es auch mal bei uns gegeben, oder so etwas machen wir auch, aber nicht regelmäßig. Also ganz viele Leute, die persönlich Verbindung herstellen oder sagen, „wie gut, dass Sie hier stehen.“ Die positiven Rückmeldungen überwiegen bei weitem. Ganz oft kommen Leute und halten den Daumen hoch, übrigens auch jüngere. Oder es kommen Leute und sagen „Vielen Dank, dass Sie hier stehen.“

Ablehnung oder wie du meinst, dass man uns surreal empfindet, das Gefühl habe ich nicht. Interessant ist, dass oft jüngere Leute sagen, „das ist aber mutig, dass Sie hier stehen.“ Da fragen wir uns dann, was haben die eigentlich für ein Demokratieverständnis, wenn man dafür Mut braucht. Wir melden das an. Wir sind ein fester Bestandteil des Marktplatzes. Für mich gehört kein Mut dazu. Aber für jüngere Leute ist allein das schon etwas, was nicht mehr in ihrem Alltagsleben vorstellbar ist.

Gibt es auch ablehnende, beleidigende Sprüche? Bis 1989 wurde oft gerufen „Geh doch nach drüben“, egal wofür man demonstrierte?

Ingeborg Kramer
Nein. Das wird heute kaum so gesagt. Aber ich erinnere mich an die Zeit der Anfänge. Da kamen die alten Kriegsteilnehmer, zum Teil humpelnd mit einem angeschossenen Bein oder mit einem abgeschossenen Arm und haben uns übel beschimpft. Ich habe das so interpretiert, dass sie damit nicht fertig geworden sind, dass sie verloren hatten. Die wollten, wie sie vermittelten, doch gegen den Russen gewinnen. Und wir Frauen, wir sollten doch an den Kochtopf gehen. Manche waren so übel, dass sie sagten: „Wir haben wohl nicht genügend vergast.“

Barbara Heller
Heute ist es so, dass eigentlich überwiegend positive Reaktionen kommen, aber die kritischen und negativen Reaktionen kommen zur Hälfte von Leuten, die bei der Bundeswehr sind und sich von uns angegriffen fühlen. Auch von Frauen, die jetzt bei der Bundeswehr sind. Z.B. kommen sie zu uns und sagen: „Waren Sie schon mal in Afghanistan?“ und verteidigen das, was sie

dort machen. Von den Leuten, die uns heute angreifen, ist das ein größerer Prozentsatz.

Im Moment haben wir Schilder zur Ukraine, worauf steht: „Verhandeln statt schießen.“ Da werden wir deswegen angegriffen, und zwar von Ukrainern, die auf Seite des Westens stehen. Es gibt ja hier sehr viele Ukrainer und auch Russen. Die Russen kommen anders zu uns und bedanken sich. Sie sagen, wie gut, dass in Europa überhaupt jemand wahrnimmt, was dort passiert.

Sie stehen auf dem Marktplatz nicht einfach rum, Sie haben im Laufe der Zeit auch Aktionsformen entwickelt?

Ingeborg Kramer

Wir haben zuerst gesagt, wir schweigen für den Frieden. Das war aber ganz kurz, dann war uns klar: Wir wollen nicht schweigen, wir wollen protestieren! So haben wir uns an eine Unterschriftensammlung angeschlossen, den „Krefelder Appell“. Da haben wir erlebt, dass Paare aus der Kriegsgeneration vorbeikamen und die Frauen wollten sich informieren, wurden aber von ihren Männern zurückgehalten. Bei solchen Dingen sind Veränderungen festzustellen. Da sind Frauen trotzdem zu uns gekommen.

Als der Jugoslawien-Krieg angefangen hat, haben wir während des ganzen Krieges jeden Tag eine Stunde auf dem Marktplatz gestanden und sind damals sehr angegriffen worden. Auch von Journalisten der öffentlich-rechtlichen Anstalten. Die Interview-Fragen waren so angelegt uns zu diskreditieren. Das hat dann Auswirkungen auf die Mahnwache gehabt. Manche haben nicht mehr mitgemacht, weil sie damals Fischer und Schröder unterstützt haben. Es hat tiefgreifende Auseinandersetzungen gegeben.

Haben Mitstreiter nach dem Mauerfall 1989 gedacht, jetzt brauchen wir nichts mehr zu machen. Der Kalte Krieg ist vorbei, als Gorbatschow mit der einseitigen Abrüstung den Menschen im Westen die Angst wegnahm?

Ingeborg Kramer

Ja das hat es tatsächlich gegeben. Aber die große Mehrheit war der Meinung, dass mit dem Mauerfall die Friedensfrage nicht gelöst ist. Und nach kurzer Zeit war uns klar, dass der Frieden noch nicht erreicht ist. Ich bin auch in der Abrüstungsinitiative der Bremer Kirchengemeinden gewesen, ich habe sie mit initiiert und da spürte ich, dass manche Menschen meinten, dass andere Aufgaben dringender wären, z.B. die Arbeitslosigkeit! Darum gab es Auseinandersetzung. Manche hielten sich stillschweigend heraus. So ähnlich war es auch bei der Mahnwache.

Barbara Heller

Teile der Friedensbewegung haben sich im historischen Kontext gesehen, also auch verbunden mit der Arbeiterbewegung. Sie haben geguckt, was sich da beim ersten Weltkrieg entwickelt hat, wie es zum zweiten Weltkrieg kam und haben die Kriegs- oder die Friedensfrage verknüpft mit dem Kapitalismus. Das ist keine Bedingung, aber das ist ein Argumentationsstrang gewesen. Ich habe diesen Satz immer wieder gehört von Jean Jaurès „Der Kapitalismus trägt den Krieg in sich wie die Wolke den Regen.“ Dass man als längerfristige Perspektive das Gesellschaftssystem überwinden muss, wenn man Frieden schaffen will. Das ist eine Position in der Friedensbewegung, es gibt auch andere Positionen und Zugangswege.

Nach 1989 war ja NATO nach den Entwicklungen in Ostblock, vorangetrieben von Gorbatschow, überflüssig geworden. Man hatte das Gefühl Politiker im Westen wussten nicht genau, was sie mit dem Koloss NATO machen sollten. Wie ist diese Situation in der Friedensbewegung aufgenommen worden?

Ingeborg Kramer

Das ist gar nicht so intensiv diskutiert worden. Für mich war allerdings sehr bald klar, ich bin mit der christlichen Friedenskonferenz auf Einladung von Baptisten in der Sowjetunion gewesen. Während ich dort war, kam dieses Angebot von Gorbatschow. Da war im Hintergrund von Militärs zu hören, dass sie dann ganz nackt dastehen. Das ist in der Mahnwache nicht so groß diskutiert worden. Der Mauerfall ist bei uns kein großes Thema gewesen.

Barbara Heller

Es gibt ja eine Organisation in Bremen, die genau darin ihre Wurzel hat. Das ist die „Bremische Stiftung für Rüstungskonversion und Friedensforschung“, mit der wir als Friedensforum enger kooperieren. Die haben damals, als auch Bremer Rüstungsbetriebe besorgt waren, ob sie in Zukunft überhaupt Waffen verkaufen können, wenn jetzt der große Frieden ausbrechen wird, Konversionsschritte angeschoben. Also Waffenproduktion in Produkte mit friedlichem Nutzen zu verändern. Damals hat es ein Programm gegeben, unterstützt vomBremischen Senat, wissenschaftlich begleitet von der Universität. Mit Betriebsräten in den Rüstungsbetrieben wurde diskutiert und Programme entwickelt, um weg von der Rüstungsproduktion zu kommen. Das hat ein oder zwei Jahre gedauert. Dann war klar, es wird nicht der große Frieden kommen. Es ist ein neuer Feind entdeckt, das ist der internationale Terrorismus. Die Rüstung ist überhaupt nicht zurückgegangen, abgesehen von einer kleinen Delle. Anfang der 1990er ging es wieder hoch und Schluss war es mit der Friedensdividende.

Wie hat Ihre Friedenswache den zweiten Golfkrieg 1990/1991 erlebt? Es gab hier eine sehr große Friedensbewegung, um den Krieg zu verhindern.

Ingeborg Kramer

Meine Position damals war: Saddam kann auf Knien rutschen, sie werden trotzdem bomben. Diese Sache mit Kuwait, es gab Begründungen von der Irakischen Seite, dass in der Zeit des Krieges zwischen Iran und Irak, Kuwait besonders gute Ölquellen, durch Querbohrungen, abgezapft hatte. Saddam hat darauf bestanden, dass die Kuwaitis das zurückgeben, was sie sich unter der Nagel gerissen haben. Mit dem Einmarsch in Kuwait ist er in die Falle gelaufen. Saddam hätte machen können, was er wollte, aber er wäre trotzdem gebombt worden.

Barbara Heller

Es hat in Bremen eine große Demonstration gegeben. Das war sicherlich die letzte große Friedensdemo. An die 10.000 Menschen waren beteiligt. Es gibt bis heute viele Leute, die sagen, aufgrund dieser Demos im ganzen Land hat Deutschland sich nicht offiziell an dem Krieg beteiligt. Halb offiziell war es ja dabei. Das war richtig eine Bewegung in Bremen. Niemand hat in diesen Tagen offen für den Krieg gesprochen.

Ingeborg Kramer

Viele Schülern, Schülerinnen und junge Leute waren beteiligt.

Wie ist das Verhältnis zu den Medien? Berichten sie über Ihre Arbeit?

Ingeborg Kramer

Wir sind ja immer froh, wenn ein Dreizeiler da erscheint. Eigentlich will ich denen sagen, es müsste auch eure Sache sein, dass Frieden bleibt. Im Ausland werden wir mit Respekt behandelt. In Lidice oder auf der Krim, wo wir mal waren.

Barbara Heller

Wenn wir eine Kundgebung machen mit 100 Leuten, wird überhaupt nicht darüber berichtet. Das ist kein Wort wert. Wir haben auch zu aktuellen Situationen in der Ukraine oder in Syrien mit Redebeiträgen und Referenten Stellung genommen, es gibt kein Wort darüber, nichts! Das heißt, wenn es gerade konkret wird, wenn wir Ross und Reiter nennen, wird es totgeschwiegen. Bei Syrien ist das ganz deutlich. Kritik an der US-Politik ist eine heikle Sache, da wird die Friedensbewegung ganz schnell totgeschwiegen, wenn wir den Finger auf diese Wunden legen.

Ich denke, dass die Medien auch nicht unabhängig von der Stimmung in der Bevölkerung sind. Wir haben zumindest in diesem Jahr den Eindruck gehabt, dass die Berichterstattung über den Ostermarsch freundlicher war als in manchen Jahren davor. Da gab es Artikel, die man wirklich als unfreundlich, als hämisch bezeichnen kann, so nach dem Motto: „die ewig Gestrigen", als sei das eine Frage, die längst ad acta gelegt ist. In dem Maße, wie die Kriege weltweit zugenommen haben, haben die Medien immer weniger von dem Friedensstandpunkt aus berichtet! In diesem Jahr hat es sich bisschen geändert. Ich glaube, das hat damit zu tun, dass viele Leute sich über die Berichterstattung z.B. über die Ukraine beschwert haben. Die Glaubwürdigkeit der Medien hat dadurch sehr gelitten. Viele Leute hatten das Gefühl, dass Medien einseitig berichten. Deshalb wurde dieses Jahr mit uns bisschen freundlicher umgegangen.

Wir erleben gerade einer der größten Menschheitstragödien im Mittelmeer. Viele Flüchtlinge versuchen sich aus Kriegen und Elend zu retten, indem sie versuchen nach Europa zu gelangen...

Ingeborg Kramer

Bei mir ist auf der einen Seite große Hilflosigkeit und auf der anderen Seite Wut darüber, dass nur auf die Schleuser gezeigt wird, aber nicht einmal überlegt wird, z.B. was in Senegal los ist. Was mit unserer Unterwanderung der Märkte in Afrika passiert oder wo die Menschen z.B. wie in Syrien vor den kriegerischen Auseinandersetzungen fliehen müssen. Also die Ursache wird ausgeklammert und die Schleuser sind an allem Schuld.

Barbara Heller

Ich denke, das kann man ja auf alle diese kriegerischen Konflikte anwenden, dass eigentlich nicht nach den Ursachen und nach den Interessen gefragt wird. Solange die Öffentlichkeit sich hier weigert, die Nutznießer der Kriege überhaupt zu Kenntnis zu nehmen, bin ich nicht bereit auf irgendwelche kleinen Nutznießer da irgendwie zu schimpfen oder zu treten.

Ich denke es ist unsere Aufgabe darauf hinzuweisen, auf die Nutznießer, die diese fatale Entwicklung in Gang setzen.

Der Wert der Jahre

Ein Recht auf Ruhestand statt Arbeiten ohne Ende

Regine Geraedts

Referentin für Arbeitsmarkt- und Beschäftigungspolitik bei der Arbeitnehmerkammer Bremen

In den letzten Jahren lässt sich die Geburt einer neuen Sozialfigur beobachten: Der Typus des „jungen Alten" hat die politische Bühne betreten. Vorbei die Zeit, als der „Ruhestand" noch als eine eigenständige, erfüllende und von Erwerbsarbeit entpflichtete Lebensphase galt. Das, so suggeriert uns die allpräsente demografische Erzählung, können wir uns wirtschaftlich in Zukunft kaum mehr leisten. Ältere sollen, ja müssen deshalb möglichst lange produktiv bleiben, so die politische Botschaft.

In dieser Logik ist unter verschiedenen Bundesregierungen die Lebensarbeitszeit Schritt für Schritt verlängert worden. So ist der abschlagsfreie frühere Renteneintritt systematisch beschränkt und die Regelaltersgrenze auf 67 Jahre erhöht worden. Aber damit nicht genug: Auch wer das Rentenalter bereits erreicht hat, soll um jeden Preis weiter für den Arbeitsmarkt mobilisierbar bleiben.

Grenzenlose Mobilmachung für den Arbeitsmarkt

In den nächsten beiden Jahrzehnten werden die geburtenstarken Jahrgänge aus den Wirtschaftswunderjahren in den Ruhestand gehen. Die EU-Kommission prophezeit „gewaltige Auswirkungen auf die Zukunft von Arbeitsplätzen und Wachstum in der EU" und will deshalb Ältere dazu bewegen, auch in der Rente weiter „mit ganzer Kraft ihren Beitrag innerhalb und außerhalb des Arbeitsmarkts zu leisten."[1] Ganz ungeschminkt bringt DIE WELT es auf den Punkt. „Arbeit im Alter muss ein Massenphänomen werden" betitelt sie einen Artikel zur Flexirente. Denn künftig würden die Babyboomer geschlossen in Ruhestand gehen und ganze Unternehmen verwaisen, während die Lebenserwartung von Rentner/innen immer höher würde.[2] Höchste Zeit also, dem unproduktiven Leben von „jungen Alten" zwischen Kreuzfahrtschiff und Kaffeefahrt ein Ende zu bereiten und die gesetzliche Grenze für den Beginn des Lebens jenseits der Arbeitswelt für überflüssig zu erklären.

Arbeiten bis zum bitteren Ende?

Tatsächlich hat sich das Arbeiten im Rentenalter schon heute von einer eher seltenen Randerscheinung zu einer Lebensrealität von einer zwar noch kleinen, aber doch schnell wachsenden Gruppe entwickelt. In keiner anderen Altersgruppe sind die Zuwachsraten der Beschäftigten so hoch. An eine Million reicht die Zahl der „Alterserwerbstätigen" inzwischen heran, etwa die Hälfte sind Arbeitnehmerinnen und Arbeitnehmer.

Auffällig ist, wie stark der Arbeitsmarkt für Rentnerinnen und Rentner sich zwischen zwei Polen bewegt. Unter den Alterserwerbstätigen findet sich ein sehr hoher Anteil an promovierten Akademiker/innen, aber auch an Menschen ganz ohne beruflichen Abschluss. Das lässt vermuten, dass die einen einer Arbeit nachgehen, die sie als interessant und erfüllend empfinden, die anderen dagegen noch im Alter gesundheitlich belastende Jobs machen müssen, weil die Rente sonst nicht zum Leben reicht oder der bisherige Lebensstandard nicht annähernd zu halten wäre.

In die Rente gejagt und doch auf Arbeitssuche

So ergeht es auch Renate L.. Fast ihr ganzes Leben lang hat sie hart gearbeitet, im Blumengroßhandel auf dem Großmarkt. Nach mehr als 30 Jahren dann: Konkurs des Betriebes, Arbeitslosigkeit und schließlich Hartz IV. Da war sie schon deutlich über 50, und Arbeitsstellen hatte das Jobcenter nicht für sie. Schließlich kam die Aufforderung, sie solle vorzeitig in Rente gehen. „Nach dem Schreiben bin ich zum Jobcenter gegangen und habe gesagt: Das kann nicht sein, ich will gar nicht in Rente gehen. Doch, Sie müssen, war die Antwort." Weil die Rente gesetzlich als vorrangige Sozialleistung gilt, wer-

den auch andere Arbeitslose mit 63 Jahren gegen ihren Willen von den Jobcentern in Rente geschickt. Das bedeutet Einbußen bei den Altersbezügen. Bis zu 14,4 Prozent Rentenabschläge kann die ungewollte Frühverrentung im schlechtesten Fall bringen. Bei Renate L. waren es 7,2 Prozent. Um einigermaßen über die Runden zu kommen, sucht sie nun nach einem kleinen Nebenverdienst – trotz stark eingeschränkter Gesundheit. „Ich kann mir nicht erlauben, mal eine Tasse Kaffee und ein Stück Kuchen zu kaufen", sagt sie. Eigentlich hätte sie gerne in voller Höhe die Rente, die ihr mit 65 Jahren zugestanden hätte und die sie sich schließlich erarbeitet hat. „Am meisten ärgert mich, mich einfach in die Rente zu jagen", sagt sie. Das empfindet sie ebenso als große Ungerechtigkeit, wie der Druck auf andere, die am Ende eines belastenden Arbeitslebens gerne früher gehen würden, aber weiterarbeiten müssen.

Ein Recht auf einen selbstgestimmten Ruhestand

Prekärer Beschäftigung, Niedriglöhne, Lücken in die Altersversorgung - ob durch Arbeitslosigkeit oder Kindererziehung - und schließlich ein sinkendes Rentenniveau werden die Tendenz absehbar verstärken, dass sich Ältere im Rentenalter werden Geld dazuverdienen müssen. Das ist nicht hinzunehmen. Gefordert ist keine Pflicht, wohl aber ein Recht auf Ruhestand - auf einen verlässlichen und erreichbaren Endpunkt des Arbeitslebens, nach dem man gesund und materiell abgesichert in den verdienten Ruhestand geht. Den mag ein jeder und eine jede frei gestalten. Dabei spricht nichts gegen ein Tätigsein nach der Rente als frei gewählte Entscheidung, aber alles gegen die Weiterarbeit im Alter aus finanzieller Not.

[1] *Europäische Kommission (2012): Der EU-Beitrag für aktives Altern und Solidarität zwischen den Generationen; Luxemburg;*

[2] *Siems, Dorothea (2014): Arbeit im Alter muss ein Massenphänomen werden, DIE WELT vom 26.09.14; online unter http://www.welt.de/debatte/kommentare/article132629285/Arbeit-im-Alter-muss-ein-Massenphaenomen-werden.html*

Griechische Luxusrenten?

Die Deutschen müssen länger arbeiten, bekommen weniger Rente und müssen für die griechischen Luxus-rentner zahlen, empören sich Bild, Focus, FAZ & Co. Oder in den Worten von Angela Merkel: „Es geht auch darum, dass man in Ländern wie Griechenland, Spanien, Portugal nicht früher in Rente gehen kann als in Deutschland."

Tatsächlich liegt laut OECD das durchschnittliche Renteneintrittsalter in Griechenland wie in Deutschland bei 61,4 Jahren. Nach Angaben des griechischen Arbeitsministeriums beträgt die durchschnittliche Monatsren-te 665 Euro und liegt damit unter dem deutschen Rentenniveau. Zwei von drei griechischen Rentner/innen mussten bereits vor der Krise mit weniger als 600 Euro auskommen. Inzwischen wurden die Renten um 40 Prozent gekürzt. Von Luxusrenten keine Spur.

Tatsache ist jedoch, dass Griechenland einen wesentlich höheren Anteil seiner Wertschöpfung für Renten aufbringen muss als Deutschland. Aktuell kosten die griechische Renten 16 Prozent des Bruttoinlandsproduk-tes (BIP). In Deutschland liegt dieser Anteil bei gut elf Prozent. Ursächlich dafür sind aber nicht explodierende Rentenzahlungen, sondern der Zusammenbruch der griechischen Wirtschaft. Das griechische Sozialprodukt schrumpfte seit 2010 um ein Viertel. Vor der Krise gaben Griechinnen und Griechen mit knapp zwölf Prozent des BIP für die Rentenfinanzierung nur wenig mehr aus als die Deutschen.

Quelle: ver.di Bundesvorstand, Bereich Wirtschaftspolitik 08/2015, Nr. 02

STREIK: bei KITAS und sozialen Berufen

Traudel Kassel

Nach vier Wochen Streik und der Schlichtungsempfehlung Ende Juni hatten die Vorsitzenden von ver.di und GEW den Mitgliedern die Annahme nahegelegt: „Die Kommunen sind hart geblieben. Würden wir über einen weiteren Streik mehr herausholen können? Und würden wir die Unterstützung der Eltern, der Öffentlichkeit dafür haben?“. Die Befragung der Mitglieder von ver.di, GEW (fast 70 % Ablehnung) und dbb (ca. 60 %) hat eindeutig ergeben: das ist uns nach vier Wochen Streik viel zu wenig.

Nachdem die erste Verhandlung nach der Mitgliederentscheidung am 13. August erfolglos geblieben ist, stehen die Zeichen wieder auf Streik – wie, wo und wann – ob Flächenstreik oder „unkonventionelle Streikformen“ – was immer damit gemeint ist - ist ungewiss. Ebenso das Ergebnis.

Diese Tarifauseinandersetzung, die um mehr als nur 2 oder 3 Prozent mehr Gehalt geführt wird, hat eine längere Vorgeschichte, die mit der Einführung des TvÖD begann und für viele Beschäftigte mit Gehaltseinbußen verbunden war. Sie wurden auf eine spätere Neugestaltung der Eingruppierungen vertröstet. 2009 gab es einen Teilerfolg zum Ausgleich dieser Verluste. Von der überfälligen Aufwertung typischer Frauenberufe konnte aber ebenso wenig die Rede sein wie von einer Anerkennung der ständig steigenden Belastungen und Anforderungen durch Politik und Gesellschaft.

Jetzt war es soweit. Die Bereitschaft, für eine grundsätzlich bessere Bewertung sozialer und Erziehungsarbeit in den Streik zu treten, war da. Monatelange Mobilisierung, Warnstreiks, Gewinnung neuer Mitglieder, Diskussionen mit den Eltern: all das passiert nicht mal eben nebenbei. Das ist ein langer intensiver Prozess.

Alles war gut vorbereitet – Eltern informiert und einbezogen, Notdienst organisiert. Kolleginnen und Kollegen traten selbstbewusst in den Streik. Die Aktivitäten gingen weit über die tägliche Meldung im Streikbüro hinaus. Es wurde lange diskutiert. Aktionen wurden geplant, Material erarbeitet, Kontakt mit Eltern wahrgenommen. Es gab eine Streik-Uni mit Veranstaltungen zu Themen, die die KollegInnen betreffen. An manchen Orten fanden Bildungsurlaube für Streikende statt.

Auch in Bremen hat sich ein Soli-Bündnis gebildet, das u.a. die Solidaritätsdemonstration und –kundgebung am 12. Juni organisiert hat. Auch die ver.di SeniorInnen – viele von ihnen als Großeltern nahe an den Problemen – haben ihre Unterstützung in einer Resolution ausgedrückt. Die IG-Metall hat Tipps für Beschäftigte gegeben und eine Erhöhung des öffentlichen Drucks auf die kommunalen Arbeitgeber eingefordert. Gemessen daran, was nötig gewesen wäre, um aus der Gesellschaft wirklich Druck auf die Arbeitgeber auszuüben, war das aber alles zu wenig.

Nach knapp vier Wochen Streik, Kundgebungen und Demonstrationen haben die Arbeitgeber die Schlichtung angerufen: ein Zwangsmechanismus, dem sich ver.di nicht entziehen konnte.

Mit dem Ergebnis sind viele KollegInnen im Kita-Bereich unzufrieden – in anderen Bereichen sozialer Arbeit erst recht. Von der „Aufwertung“ der sozialen Berufe ist in der Schlichtung fast nichts geblieben. Im Sozialbereich ist nur für Leitungen und einzelne Berufsgruppen eine Verbesserung erreicht worden, für andere so gut wie nichts. Minimale Erhöhungen – und das mit einer Laufzeit von fünf langen Jahren für den Eingruppierungs-Tarifvertrag – kann das als Ergebnis einer so langen und intensiven Streikbewegung akzeptiert werden?

Wenn der Elan ein Ergebnis zu erzwingen durch den unbefriedigenden Schlichtungskompromiss gebrochen wird – wie viele engagierte langjährige und neu gewonnene Mitglieder werden sich enttäuscht zurückziehen – und wie lange wird es dauern, bis es einen neuen Anlauf geben kann?

Die KollegInnen der ver.di Betriebsgruppe Werkstatt Bremen haben einen bundesweit beachteten Vorschlag entwickelt: Wenn die Kraft jetzt nicht zur Durchsetzung gereicht hat, warum dann einen unbefriedigenden Tarifvertrag abschließen, der uns mehrere Jahre knebelt? Lieber auf einen sofortigen Abschluss verzichten und neue Kräfte sammeln, bessere Methoden entwickeln, die gesamte gewerkschaftliche und gesellschaftliche Öffentlichkeit besser einbeziehen, um dann zu gegebener Zeit gestärkt einen neuen Anlauf zu nehmen und die Bastion der Gegenseite zu erobern?

Die Aufwertung aller Berufe, die sich um das Wohl von Menschen jeden Alters kümmern, ist so wichtig, dass jede Auseinandersetzung in diesem Bereich zu einem Erfolg geführt werden muss. Dazu müssen auch wir SeniorInnen als Großeltern und verantwortungsbewusste BürgerInnen unseren Beitrag leisten.

Ein Bremer Original: Shanty-Chor Hart Backbord

Interview: Wolfgang Bielenberg und Orhan Çalışır

Wie hat es mit Hart Backbord angefangen?

Erich Meyer:

Unser ehemaliger Chorleiter Hartmut Emig, der hat in Oldenburg studiert und hat dort einen Shanty-Chor gesehen auf irgendeiner Veranstaltung und hat gedacht, das kann ja wohl nicht alles sein. Und hat recherchiert und ist auf die Geschichte der eigentlichen Shantys gestoßen, die aus dem Englischen stammt. Er hat heraus gefunden, dass Shantys nicht diese Seemannschlager oder sonstige Sachen sind, die damals von den Chören allgemein gesungen wurden.

Guntram Probst

Hartmut hatte die Idee, die richtigen Shantys zu singen und hat Leute angesprochen, die eine gewisse musikalische Vorbildung hatten. Wie Guido und mich. Guido lebt leider ganz lange nicht mehr. Wir wiederum kannten alle junge Männer, die da hätten mitmachen können.

Erich:

Und die haben wir dann da ran gebracht, so dass wir so an die 30 Leute waren. Am 5. Februar 1978 haben wir uns zur ersten Probe im Jugendheim Thedinghauser Straße getroffen. Da ist uns erst klar geworden, worum es eigentlich geht. Das wussten viele von uns nicht.

Ihr müsstet doch auch vorher etwas mit Musik zu tun gehabt haben?

Erich:

Die Instrumentalisten sicherlich. Aber ich z.B. habe mal mit Guntram zusammen gesungen, mehr nicht. Auch die meisten anderen nicht. Da kann der Guntram vielleicht paar Takte mehr dazu sagen.

Guntram

So eine richtige Einstellung Musik zu machen war noch nicht da. Ich habe immer gesagt, dass wir ein Kegelchor sind, der auch mal singt. Aber das hat sich dann entwickelt.

Guntram Probst, 72 Jahre, von Beruf Lehrer
Gründungsmitglied von Hart Backbord , singt im Bass, spielt Banjo, Mandoline, Gitarre

Ihr wart aber auch politisch aktiv?

Guntram:

Ja. Das sagt ja der Name schon. Hart Backbord ist ein seemännisches Kommando, dass man in der Not, in einer schwierigen Lage stramm Links steuern muss. Und das fanden alle Beteiligten richtig. Unser Chor wurde gegründet von Menschen, die sich politisch verstanden haben. Und wir haben uns als Teil der Arbeiterbewegung verstanden. Und das wollten wir auch mit unseren Auftritten ein Stück weit ausdrücken.

Erich:

Da haben sich auch sehr schnell Auftritte auf gewerkschaftlichen Veranstaltungen und Demonstrationen ergeben. Wir haben ein halbes Jahr nach unserer Gründung auf einem von der ITF (Internationale Transportarbeiter Föderation) bestreikten Schiff hier im Europahafen ein Soli-Konzert gemacht. Das Schiff war von der ITF an die Kette gelegt worden, weil es derartig marode war. Man konnte sich gar nicht vorstellen, wie so etwas schwimmt, sah wie Schweizer Käse aus. Das war November 1978. Das war der erste große Kick in diese Richtung.

Ihr macht ja etwas völlig anderes, als was man sonst so an Seemannsliedern hört - zum Beispiel auf dem Kajen-Markt an der Schlachte. Das hört sich dort für mich so ein bisschen wie Heino an?

Michael Strosetzky:

Das ist in Deutschland bis heute so, das hat mit Shantys nichts zu tun. Da geht es darum, dass Seemanns-Schlager gesungen werden, da wird die Situation am Bord verklärt: Das Meer ist blau, der Himmel ist blau, wir segeln um die Welt und wir haben keine Probleme.

Aber Shantys sind ja ursprünglich Arbeitslieder von den Leuten an Bord. Das Shanty war eine Form, die Arbeit zu begleiten. Da waren teilweise Songs, die bestimmte Tätigkeiten unterstützt haben, sei es Segel setzen oder Anker rauf holen. Und es war Freizeitmusik. So haben die Seeleute ein Stück ihrer Realität besungen und so kann man auch sagen, dass Shanty die erste Folklore war, die es gegeben hat.

Das wollten wir damals transportieren. Das heißt wir wollten das Shanty wieder dahin bringen, wo es herkommt. Und das war damals, ich sage es mal, unser Kampfauftrag. Wir wollten in Deutschland einen Kontrapunkt setzen und die Szene beeinflussen. Und nach über 30 Jahren können wir sagen, dass wir es geschafft haben. Unter anderem deswegen, weil Hartmut Emig unermüdlich dazu beigetragen hat, in dem er viele Stücke arrangiert hat. (Vor paar Jahren hat er es auch als Buch1 herausgebracht.) Mittlerweile kann man sagen, dass alle Shanty-Chöre in Deutschland seine Sachen kennen. Wenn wir auf irgendwelchen Festivals sind, dann hören wir dort unsere Arrangements.

Darüber hinaus hat uns das Singen viel Spaß gemacht. Und wir haben uns weiterentwickelt. Ich habe z.B. mal Blockflöte gelernt, aber ansonsten mit Musik nichts am Hut gehabt. Singen ist für mich ein ganz wesentlicher Teil meines Lebens geworden. Wenn ich nicht in den Chor gehen kann, fehlt mir etwas. Das ist der Grund, dass wir uns weiterhin jeden Donnerstag treffen.

Guntram:

Viele der deutschen Chöre, die sich damals Shanty-Chöre nannten, kamen aus dem militärischen Bereich. Die sind in Deutschland entstanden, als die Bundeswehr wieder zugelassen wurde. Da haben sich Marine-Kameradschaften gebildet. Ich habe mal Gründer dieser frühen Chöre interviewt: Die wollten Lieder singen, wie sie in Schlachtpausen im 2. Weltkrieg an der Schiffsglocke gesungen wurden. Also wehmütig mit Heimat und Mädchen. Dabei durften Shantys auf Kriegsschiffen gar nicht gesungen werden, weil da immer Widerspruch, Aufmüpfiges gegen die schrecklichen Bedingungen an Bord artikuliert wurde. Der erste deutsche Chor, der sich Shanty-Chor genannt hat, kommt dann auch bezeichnenderweise aus Albstadt-Ebingen im Allgäu. Man kann auch sehen, dass sie vom Militär kommen, die sind ja alle irgendwie uniformiert. Shantys sind reine Lieder aus der Handelsmarine, da gab es keine Uniformen.

Wie kommt man auf die Idee, die fast vergessenen politischen Seemannslieder neu zu entdecken? Habt ihr da

auch politische Literatur studiert, wie z.B. „Das Totenschiff" von B. Traven?

Guntram:

Das war hauptsächlich Hartmut Emigs Idee. Und „Das Totenschiff" und auch andere Literatur haben wir natürlich gelesen.

Erich:

Wir haben schon begriffen, worum es ging, nachdem wir die ersten Lieder einstudiert haben.

Michael:

Wir haben auf einmal viele Menschen erreicht. Und die haben gesagt: „Ey, was sind das für Leute? Die machen das ganz anders." Wir sind anfangs auf vielen kleinen Festivals gewesen und haben regelmäßig abgeräumt. Der Erfolg, den wir gehabt haben, der hat uns beflügelt. Wir sind viel durch die Gegend gefahren hier in Deutschland und dann auch im Ausland. Ich denke, das war ganz wichtig, da haben wir Selbstbewusstsein getankt und gesagt: So machen wir weiter. Und wir haben gut an uns gearbeitet. Das hat uns beflügelt!

Erich:

Es ist tatsächlich so gewesen, dass wir bis in die 1990er Jahre Außenseiter in der ganzen Szene waren. Diese anderen Chöre haben uns teilweise gemocht, aber auch teilweise gehasst. Wir haben auch Auftritte mit denen gehabt. In Cuxhaven gibt es ein ganz schlimmes Fest jedes Jahr. Da treten 30 Shanty-Chöre den ganzen Tag über nacheinander auf für je eine halbe Stunde. Das tun wir uns nicht mehr an.

Wir sind über Kontakte nach England gekommen, nach Liverpool zum Sea-Shanty-Festival. Das hat unseren Hartmut Emig auf Trab gebracht und wir haben überlegt, so ein Festival müssten wir hier auch hinkriegen. In Bremen haben wir entsprechende Leute angesprochen, aber die konnten damit nichts anfangen. Dann sind wir in Wilhelmshaven gelandet bei der Freizeit GmbH. Mit denen haben wir dann 1990 ein Festival organisiert mit 12-13 Gruppen, auch mit Gruppen aus England, USA, Frankreich, Polen usw. Vier mal hat es da stattgefunden.

Als es aus Kostengründen dort nicht mehr ging, haben wir dann in Bremen ein so genanntes Kneipenfestival gemacht in Bremen-Vegesack. Da waren dann acht Gruppen und acht Kneipen. Tagsüber ging es auf die Straßen und abends dann in die Kneipen. Das ist eigentlich die Entstehungsgeschichte des heutigen Festivals Maritim. Da laufen inzwischen an einem Wochenende bis zur 100.000 Leute auf. Ich denke, das können wir uns ganz fett mit auf die Fahnen schreiben.

Erich Meyer , 66 Jahre, von Beruf Feinmechaniker und CNC-Fräser und CNC-Programmierer
Gründungsmitglied von Hart Backbord , singt im Bass

Ihr seid ja ziemlich schnell erfolgreich gewesen. Da kam ganz schnell die erste LP, dann gleich die zweite, die dritte, die vierte... Gab es da nicht Ambitionen, die ganze Arbeit zu professionalisieren und voll ins Musikgeschäft einzusteigen?

Erich:

Der leider schon verstorbene Johannes Müller, der hat uns an Radio Bremen ran- geholt und da haben wir die Sendung „Bremer Container" gemacht und auch andere Sendungen. Wir sind schon nach einem Jahr bei „Drei Nach Neun" live aufgetreten, am 28. Mai 1979. So ging das weiter. Dann hat uns der NDR angesprochen. Da gab es die wunderbare Sendung „Sonntakte Live". Wir haben damals fünf mal zwei Stunden Sendung gehabt. So einmal im Jahr. Dann gab es auch andere große Fernsehsendungen, z.B. vom ZDF, wie „Städte-Wettbewerb", wo wir Bremen vertreten haben. Also in der Richtung sind wir sehr erfolgreich gewesen.

Aber wenn wir das so weiter gemacht hätten, dann hätte es uns zwei Jahre gegeben und dann wäre es das gewesen. Das aber war nicht unser Ding! Unser Ding sind relativ kleine Bühnen, so 50 bis 100 Leute. Dort ist das ideale Publikum für uns. Und dann noch die ganzen Soli-Auftritte bei den Gewerkschaften und woanders. Das bringt uns viel Spaß, wenn man weiß, wofür man das macht!

Ihr seid relativ früh international aufgetreten. Sowjetunion, England, DDR, Holland, Irland, Belgien ... Ohne eine Mode-Musik, wie Pop oder Rock zu machen. Was für ein Gefühl war das? Was für ein Erlebnis?

Michael:

Ganz prägend war unser Auftritt in

Michael Strosetzky, 60 Jahre, von Beruf Lehrer
Bei Hart Backbord seit 1981, singt im Tenor

England. Wir fuhren in ein Land, wo die Menschen die Lieder kennen, weil sie dort zum Teil Volkslieder sind und wir singen in deren Sprache. Wir singen und die Leute singen mit. Wir waren total begeistert. Dann kam noch dazu: In England ist es so, wie wir diese Lieder interpretieren, auch nicht „usual". Da hast du Männer-Chöre, die das sehr streng singen. Und dann kommt unser Haufen her und singt das auf einmal anders. Also das war auf jeden Fall eine tolle Sache, als wir da auf einmal merkten, das was wir da machen, das kommt an. Das hat uns sehr gut getan!

Guntram:

Eigentlich müssen wir mal erklären, warum wir auf Englisch singen. Diese Lieder stammen aus einer Zeit, da gab es das Deutsche Reich noch nicht. Das war von 1800 bis 1830/1840, da gab es auch keine deutsche Flotte. Selbst die Preußen hatten keine Schiffe laufen und die deutschen Seeleute haben auf Schiffen gearbeitet, wo Englisch gesprochen wurde. Eine berühmte englische Sammlerin, deren Name mir gerade nicht einfällt, die hat mal gesagt, die Deutschen, die haben kein festes Gesangsrepertoire. Die singen auf Händel oder Mozart oder so etwas, wenn sie bei der Arbeit singen.

Michael:

In unserem sogenannten „dritten Programm", wenn wir irgendwo nach dem Auftritt zusammen sind, da singen wir dann Lieder, die sind einfach schön, die haben einen Sprachwitz, die haben eine tolle Melodie. Was wir schon immer gerne gesungen haben, ist das Hamburger Hafenlied. Das gehört zu einer Tradition, wo man sagen kann, da waren Komponisten, die haben am Hafen gearbeitet. Meinetwegen auch Richard Germer, der hat Lieder geschrieben, die passen gut, da fühlen wir uns zu Hause.

Aber ansonsten sehen wir uns in der Tradition von Shantys. Eben halt diese Lieder von der anderen Seite vom Schiff, die wir nach wie vor auch, wenn wir fast 40 Jahre zusammen sind, immer noch im Kopf und auf der Bühne haben. Wir sehen uns immer noch als einen Teil dieser anderen Bewegung und ich glaube, dass wir das nach wie vor auch sind.

Seit wann sind Frauen bei euch mit an Bord?

Erich:

Nachdem wir den Odenwälder Shanty Chor kennen gelernt haben! Ich habe damals immer irgendwelche Anrufe bekommen von Shanty-Chören, die mit uns irgend etwas machen wollten, aber eben halt diese fürchterlichen. Dann rief mich jemand an: Mats Scheit ist mein Name, ich bin vom Odenwälder Shanty Chor. Ich habe meine Augen verdreht, das hat er aber nicht gesehen, ich habe gedacht, nicht schon wieder so etwas. Hat dann viel erzählt, was sie alles machen usw. Ich habe gesagt, schick doch mal eine CD! Die habe ich bei unserer nächsten Probe vorgestellt. Das Ergebnis: Wir haben diese Gruppe sieben mal hier im Schlachthof in Bremen gehabt. Sie benutzen Shantys völlig anders. Die machen daraus eine tolle Geschichte, die man nicht so einfach erzählen kann. Das waren einzigartige Begegnungen. Die Freundschaft besteht heute noch. Wir besuchen uns gegenseitig!

Michael:

Die haben ein gemischtes Ensemble. Das haben wir gehört und gesagt: „Oh das klingt ja gut, vielleicht können wir auch Frauen dabei haben". Dann holten wir Frauen dazu - erst mal fürs Singen und später dann auch an den Instrumenten. Da hatten wir dann eine andere Klangfarbe und einen anderen Auftritt. Ich denke das hat uns gut getan. Leider ist zur Zeit nur eine Frau dabei. Eine sehr starke Frau. Wir würden uns freuen, wenn da noch welche dazu kämen.

Die Instrumente spielen bei der Shanty-Musik auch eine Rolle, wie ist es bei euch?

Guntram:

Die Instrumentalisten sind Bass, Gitarre und entweder Five-String Banjo oder Mandoline. Die werden von einer Trommel oder von einer Ukulele ergänzt. Gerne hätten wir noch eine Geige dazu, aber das ist wohl schwierig.

Michael:

Also: Eine Geige nicht im Sinne von Sinfonikern sondern eher wie eine Fiddel: Irisch! Da jemanden zu finden, das wäre garantiert eine schöne Ergänzung. Das gibt dann wieder eine Klangfarbe, die dann zu diesem Irish-Folk gut passen würde. Wir fänden es auch toll, wenn wir auch wieder ein Akkordeon dabei hätten. Da musst du jemanden haben, der so spielt, dass es passt: Es muss ein Stück dreckig sein.

Wo steht ihr heute?

Michael:

Als Hartmut Emig 2012 aufgehört hat, war das eine große Zäsur! Er hat ja den Chor gegründet, er war der künstlerische Leiter, er war unsere Leitfigur. Hartmut hat uns geprägt und er hat wesentlich dazu beigetragen, dass wir da stehen, wo wir heute sind. Und dann stand die Frage für uns: So, wie geht es weiter? Wir haben uns dann einen neuen künstlerischen Leiter geholt, Franz Powalla, den wir schon lange kennen und der uns kannte. Das hat bei uns wie ein Jungbrunnen gewirkt. Franz kommt aus der Blues-Ecke und er ist jemand, der auch anders mit uns arbeitet. Das hat uns insgesamt gut getan, weil er z.B. gesagt hat: Jetzt wollen wir daran arbeiten, wie ihr singt. Wir haben richtig neuen Schwung gekriegt. Ganz wichtig: Wir arbeiten immer noch mit dem Repertoire, das Hartmut uns beigebracht hat, aber jetzt sieht das so aus, dass wir da und dort gegen den Strich bürsten, wir machen einige Sachen anders. Ich glaube, dass wir ein Schritt nach vorne gemacht haben.

Guntram:

Wir haben jetzt eine Atmosphäre bei der Arbeit, wo viel mehr Leute etwas beitragen: Vorschläge machen, Kritik üben usw. Das kam vorher ein bisschen zu kurz.

Wie viele seid ihr jetzt? Habt ihr Nachwuchsprobleme?

Erich:

Wir sind die wilde 13, zwölf Männer und eine Frau.

Michael:

Das Problem ist: wir sind 37 Jahre zusammen. Das ist ein Haufen mit ausgeprägten Persönlichkeiten. Wir haben vieles erlebt. Und wir haben nach über 37 Jahren 100 bis 120 Lieder in unserem Repertoire.

Ich glaube auch, ohne die Latte ganz hoch zu hängen, wir haben auch ein Level erreicht, was die einzelnen Menschen auf der Bühne darstellen. Früher waren wir 30 und da konnte man sich in der Stimme verstecken. Heute geht das nicht mehr, d.h. ich muss etwas mitbringen. Und ich muss gewillt sein mit diesem Haufen klar zu kommen.

Insofern müssen wir einfach gucken, wie es so weiter geht. Wenn wir noch ein, zwei Menschen finden könnten, die dazu passen, ist es immer gut. Denn das bringt wieder neue Sichtweisen dazu. Aber ich denke mal, dass das jetzt so das Ensemble ist, das wir höchstwahrscheinlich die nächsten zwei, drei Jahre behalten werden. Man weiß ja wirklich nicht, wie lange wir das noch machen. Wir sind ja auch teilweise schon ein bisschen älter.

Habt ihr nun Nachwuchsprobleme, weil ihr ja wie eben gesagt habt, dass ihr älter seid?

Michael:

Ich denke mal, dass wir einen Zeithorizont von drei oder vier Jahren haben, weil Einige von uns, die gehen dann über die 70, Richtung 75. Ein paar haben gesagt, dann und dann würde ich aufhören. Augenblicklich ist es so, dass wir zwei, drei Jahre planen. Das ist schön. Wir sagen okay, irgendwann ist es vorbei, aber die zweite Luft, die wir mit dem Wechsel zu Franz Powalla gekriegt haben, genießen wir alle. Und dann gucken wir mal, wo wir hinfahren, wo die Auftritte sind, dass es Spaß macht!

Mehr von Hart Backbord unter: http://www.hart-backbord.de/haba2/

[1] *Hartmut Emig „Haul Away", Lilienthal 2009*

1. Oktober 2015 - Internationaler Tag der älteren Generation

Seit 2010 auf dem Hanseatenhof in Bremen

Bernd Krause

Nach dem Beschluss der Vereinten Nationen (UNO) vom 19. Dezember 1990 findet jedes Jahr am 1. Oktober der Tag der älteren Generation statt. In Bremen öffentlich auf dem Hanseatenhof zum ersten Mal am 1. Oktober 2010. Wir feiern also in diesem Jahr unser sechsjähriges.

Der Tag der älteren Generation stellt die älteren Menschen und deren spezifischen Lebenssituationen ins Zentrum der Aufmerksamkeit.. Gleichzeitg ist er ein Zeichen für eine weltweite Solidarität zwischen den älteren Menschen, die in den verschiedensten Nationen, Völkern und Kulturen unter den unterschiedlichsten Bedingungen leben und altern. Der Tag ist zugleich ein Appell für die Solidarität zwischen den verschiedenen Generationen, zwischen Alt und Jung. Denn wir leben zusammen, nicht allein und wir können nur mit und voneinander leben und lernen.

In Bremen beteiligen und präsentieren sich bis zu 35 verschiedene Organisationen auf dem Hanseatenhof, es werden Sketche, Musik, Kabarett geboten und Reden gehalten. Verschiedene Frauen und Männer übernahmen die Schirmherrschaft. Unsere Themen: im Jahre 2010 die massive Gesundheitsreform des damaligen Bundesminister für Gesundheit Rösler, 2011 „Gegen den Sozialabbau und die Auswüchse in der Gesundheitspolitik“, 2012 „Brücken bauen zwischen Jung und Alt - gerechte und soziale Politik für alle Generationen“, 2013 „Gegen Altersarmut - Für ein Leben in Würde“ und im letzten Jahr „Wohnen selbstbestimmt und bezahlbar“. Das Jahr 2015 wird unter dem Motto: „Pflege und Gesundheit für die Menschen, nicht für die Börse“ stehen, Schirmfrau ist Frau Prof. Annelie Keil.

Organisiert wird alles von einer Planungsgruppe der DGB Gewerkschaften, an den Aktionen beteiligen sich aber auch Sozialverbände, Rentenversicherung, Parteien, Kirchen und andere Organisationen.

Die Veranstalter freuen sich über eine große Beteiligung, denn diese Vielfalt ist unsere Stärke und unser gemeinsames und solidarisches Handeln macht uns stark.

Übrigens war uns das Wetter bisher immer wohl gesonnen. Also, sehen wir uns am Donnerstag, 1. Oktober ab 14.00 Uhr auf dem Hanseatenhof.

„Gegen den Strom“

Arno Klönne (1931-2015) - Widerständiger Querdenker und Grenzgänger nach 1945

Jörg Wollenberg

Vor 70 Jahren machte sich der am 4. Juni 2015 verstorbene, damals 14-jährige Schüler Arno Klönne auf den Weg, den mit Hilfe der Eltern früh durchschauten nationalsozialistischen Jugendmythos aufzuarbeiten und vor dem „Gift der Blauen Blume“ zu warnen. Arno hatte im Krieg Kontakt zu dem verbotenen bündisch-katholischen Milieu und wurde als Trümmerjugendlicher Mitglied in der freien Jungenschaft, die sich links orientierte. Der Kontakt zu den Resten der widerständigen Nerother Wandervögel öffnete ihm den Zugang zu den abweichenden Sub- und Gegenkulturen des NS-Jugendmilieus. So begann seine lebenslange „Fahrt ohne Ende“. Diese erste, 1951 verfasste sehr persönliche Arbeit von Arno zur Geschichte der Jugendbewegung erinnert an „Ende und Anfang“, an jene heute vergessene Jugendzeitschrift der Nachkriegszeit, die den Weg vieler konfessionell geprägter Jugendlicher - von Burkart Lutz über Ernst Schumacher und Theo Pirker bis zu Siegfried Braun und Arno Klönne - von der Jugendbewegung zur Friedens- und Arbeiterjugendbewegung öffnete.[1] Und so war es kein Zufall, dass Arno Klönnes Warnung vor einer neuen Jugendromantik zur aktiven Opposition gegen die Wiederaufrüstung führte, die eine breite Basis in der jungen Generation fand. Aus diesem Bündnis entstand der von ihm mit Gert Semmer und Dieter Süverkrüp gegründete „pläne“-Verlag. Deren Jugend-Zeitschrift und Schallplattenverlag prägte die frühen Ostermärsche und öffnete lange vor 1968 das Waldeck-Fest für Linkskulturelles. Mit Degenhard, Wader, dem jüngst verstorbenen Walter Mossmann und vielen anderen war er auf der Burg Waldeck dabei, um über Pfingsten mit den Liederfestivals an die besseren Traditionen der oppositionellen Jugendbewegung zu erinnern und gelegentlich selbst zur Balalaika zu greifen.

Arno Klönne war ab 1960 mit Klaus Vack und Andreas Buro einer der Sprecher der Ostermarschbewegung. Sie erlangte über die „Kampagne für Abrüstung und Demokratie“ im Widerstand gegen die Notstandsgesetze einen weiteren Höhepunkt. Bis 2004 kritisches Mitglied der SPD, stand Arno Klönne stets im Zentrum der APO, als Mitbegründer des „Sozialistischen Büros“ oder der Zweiwochenzeitschrift „ossietzky“ ebenso wie als Autor von linken Zeitungen in Ost und West. Schon von schwerer Krankheit gezeichnet, verfasste er bis zu seinem Tode täglich mehrere Artikel und blieb auch in den Internet-Ausgaben von Telepolis präsent.[2]

Arno Klönne, 2012
Foto: Carsten Schmitt, Linkes Forum Paderborn

Neben der Jugendbewegung und der Protestkultur galt Arno Klönnes besonderes Interesse der Politik und Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Jahrzehntelang gehörte ich zu seinen Begleitern in den von Konflikten bestimmten Veranstaltungen und Seminaren der Gewerkschaften, besonders nach der durch Peter von Oertzen, dem „letzten Marxisten in der SPD“, ausgelösten Kontroverse um die Marburger „Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung“. Klönne antwortete 1980 den Parteihistorikern in Ost und West mit einer Gesamtgeschichte der deutschen Arbeiterbewegung. Er thematisiert darin die besonderen Ent-

wicklungsbedingungen der deutschen Arbeiterbewegung im Vergleich zu den anderen, vornehmlich westeuropäischen Ländern und ließ auch die zu Wort kommen, die sich den Anpassungstendenzen an vorhandene Machtverhältnisse entgegenstellten und Alternativen zur Politik der Partei- und Gewerkschaftsführung herausarbeiteten. Mit der 1984 im VSA-Verlag vorgelegten Geschichte der deutschen Gewerkschaftsbewegung (zusammen mit Hartmut Reese) trug er dazu bei, den Blick nicht nur auf die Organisationen und Programmatiken zu lenken, sondern auch die gesellschaftpolitische Lage der Gewerkschaften und ihre Interessenvertretung in den Mittelpunkt zu stellen und an Aspekte der „anderen Arbeiterbewegung" (Karl Heinz Roth, 1974) zu erinnern.[3]

Neben diesen beiden Grundlagenstudien verdanken wir dem Historiker Arno Klönne zwei weitere Standardwerke, das über die Hitlerjugend von 1955 und das mehrfach aufgelegte und stets überarbeitete Buch über die Jugendopposition in der NS-Zeit. „Gegen den Strom" von 1958 gewährt uns einen Blick auf die Schülerbewegung der „Swing Jugend" ebenso wie auf das jüdische „schwarze Fähnlein" bis hin zu den „Edelweißpiraten". Gruppierungen, die bei allem Zwang nicht zu Mitläufern des NS-Systems wurden, sondern gegen den Strom ankämpften. Damit erinnert Arno Klönne an ein Vermächtnis, von dem Widerstandskämpfer des Exils wie Klaus Mann oder KZ-Häftlinge wie Hermann Brill wenig erfahren hatten. So ging z. B. Brill auf Grund seiner Erfahrungen mit Jugendlichen in der NS-Zeit nach dem Krieg davon aus, dass man für den demokratischen Neuaufbau unter den Jugendlichen lediglich auf Menschen „zwischen 30 und 50 Jahren" zurückgreifen könne. Die Jüngeren seien vom Nationalsozialismus vergiftet, die älteren von den überkommenen Parteiideologien geprägt. Und in der „Begründung" des Zehn Punkte-Programms der Deutschen Volksfront von 1936 wollte Brill außerdem auf die langjährigen Genossen und Gewerkschafter verzichten, die ihre frühere Tätigkeit in der Deutschen Arbeitsfront (DAF) fortgesetzt hatten. Auch die „Taktik des trojanischen Pferdes", die auf der Brüsseler Konferenz der KPD von 1935 beschlossene Unterwanderung der nationalsozialistischen Organisationen, wurde von ihm grundsätzlich abgelehnt.[4]

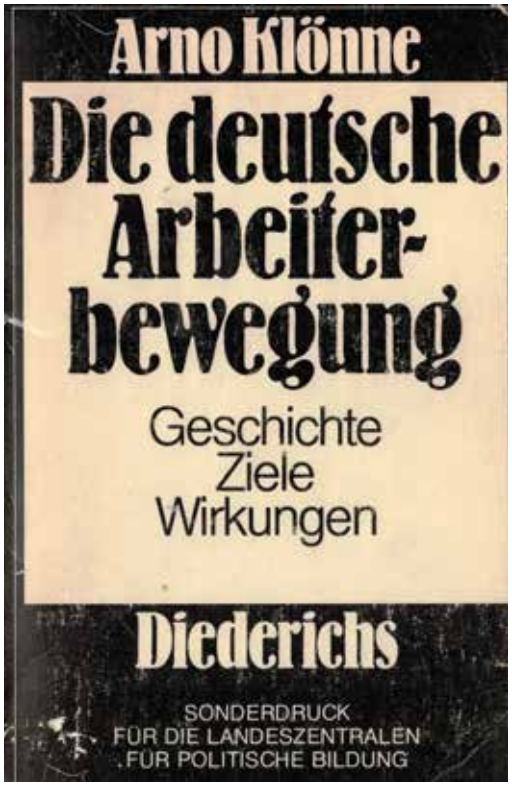
Arno Klönne, der den hessischen Staatssekretär und Bundestagsabgeordneten Brill noch aus seiner ersten beruflichen Tätigkeit als hessischer Landesjugendpfleger kannte, vermied als Hochschullehrer und Publizist solche prinzipiellen Ausgrenzungen, weil er als Student in Marburg beim Repräsentanten der sozialistischen Linken Wolfgang Abendroth und als Mitarbeiter des ehemaligen dienstwilligen NS-Hochschullehrers Helmut Schelsky in Münster gelernt hatte, auch auf Lernprozesse bei denen zu setzen, die noch ermutigt werden mussten, um den Weg zur Demokratie zu finden. Sie galt es dafür zu gewinnen, in den Parteien oder über die außerparlamentarische Opposition gegen Ausgrenzungen und Diffamierungen ebenso einzuschreiten wie gegen jede Form des Militarismus und des Deutschnationalismus.

Arno Klönne gehörte zu den Repräsentanten, die in Zeiten politischer Veränderungen nach 1945 für den Neuaufbau linker demokratischer Bewegungen in Deutschland eintraten. Aber sie scheiterten an den inneren Widersprüchen, Diskontinuitäten und Brüchen zwischen den bürgerlichen Demokratiebewegungen und dem sozialistischen Lager. Damit gingen auch jene Vorstellungen einer europäischen Friedensordnung nach dem Zweiten Weltkrieg verloren, die exemplarisch von Hermann Brill und seinen Mitstreitern im April 1945 als »Buchenwalder Manifest der demokratischen Sozialisten: Für Freiheit, Frieden, Sozialismus« formuliert wurden. Sie plädierten für den Ausbau von Bürger– und Menschenrechten, für eine Revision des überkommenen Politikverständnisses, für einen politisch-kulturellen Modernisierungsschub, der Deutschlands zukünftige europaweite und weltpolitische Rolle als Mitglied der „Weltorganisation des Friedens" berücksichtigt – und das „im engsten Einvernehmen mit den Nachfolgern der „Union der Sozialistischen Sowjetrepubliken" und in „Zusammenarbeit mit allen sozialistisch

geführten Staaten in einer europäischen Staatengemeinschaft". So das von 44 Kommunisten und Sozialisten unterschrieben Buchenwalder Manifest vom 13. April 1945, das weit weniger bekannt ist als der Schwur auf der Trauerkundgebung des Lagers Buchenwald vom 19. April 1945.[5] Zum gleichen Zeitpunkt arbeitete Willy Brandt im schwedischen Exil mit Stephan Szende, August Enderle und Fritz Bauer, unterstützt von Gunnar Myrdal, Bruno Kreisky und anderen Emigranten, an den »Friedenszielen der demokratischen Sozialisten«[6]. Alle diese Visionen einer neuen »Gesellschaftsrevolution« als Fundament der Demokratie bleiben vor dem Hintergrund der leidvollen Erfahrungen der beiden Weltkriege dadurch geprägt, dass sie den Begriff der Nation selbst zur Diskussion stellen, mit dem so viel Missbrauch getrieben wurde: »Europas Krankheit ist der Nationalismus« (Willy Brandt). Ideen und Projekte aus Paris, Berlin, Buchenwald und Stockholm, die in der europäischen Krise von heute wieder an Aktualität gewinnen. Auch Arno Klönne mahnte immer wieder vor den Gefahren des Deutschnationalismus, des „nationalen Sozialismus" von rechts und links, vor dem „Zurück zur Nation". So der Buchtitel seines wieder aktuellen Essay-Bandes von 1984. Und es ist kein Zufall, dass er bei dem politischen Freund von Brill, bei Wolfgang Abendroth 1955 mit einer Arbeit über die Hitlerjugend promoviert wurde und seine zweite Studie über den Jugendwiderstand im Dritten Reich in Anlehnung an die 1946 vorgelegte Aufsatzsammlung von Brill mit „Gegen den Strom" betitelte.

Und vergessen wir nicht darauf hinzuweisen: Auch seinen ersten Lehrstuhl an der PH in Göttingen in den 1960er Jahren verdankte Arno Klönne einer Initiative von Hermann Brill. Denn Brill trug ab 1952 dazu bei, dass nach der überbordenden „Amnestie-Kampagne" und der Unterwanderung der FDP durch Alt-Nazis (der „Gauleiterverschwörung")[7] die Westalliierten von ihrem Vorbehaltsrecht Gebrauch machten und die Adenauer-Regierung über den britischen Hochkommissar aufforderten, an den westdeutschen Hochschulen Lehrstühle für politische Wissenschaften einzurichten. Schon zuvor war Brill 1950 daran beteiligt, zusammen mit dem damaligen Bundesinnenminister Gustav Heinemann die Einrichtung des Münchener Instituts für Zeitgeschichte durchzusetzen. Er gehörte seit 1947 zum Gründungskuratorium und trug dazu bei, dass mit Anna Siemsen und Eugen Kogon zwei Vertreter des Widerstands in den wissenschaftlichen Beirat berufen wurden[8]. Seine Initiativen verhalfen den bis dahin ausgegrenzten linken Repräsentanten des Exils wie Ossip Flechtheim, Franz Leopold Neumann, Fritz Eberhard, Siegfried Landshut, Richard Löwenthal verspätet zu Lehrstühlen in der BRD - ebenso wie den Außenseitern der Zunft von Eugen Kogon bis zu Hans Heinz Holz, von Wolfgang Abendroth über Heinz-Joachim Heydorn bis hin zu Arno Klönne.

Die drei letztgenannten gehörten 1967 zu den Einberufern der Konferenz „Probleme des Widerstandes und der Verfolgung im Dritten Reich im Spiegel der Schulbücher und des Unterrichts", auf der sich der Studienkreis Deutscher Widerstand 1933-1945 gründete. Die von Klönne initiierte Erforschung der Lebenswelten junger Menschen im Nationalsozialismus ist seitdem ein wichtiges Element der Arbeit des Studienkreises, so z.B. zuletzt bei der Ausstellung „Es lebe die Freiheit! Junge Menschen gegen den Nationalsozialismus", zu deren Begleitkatalog Arno Klönne einen Beitrag verfasst hat.



[1] *Vgl. Irina Ploch-Harabacz: Die Zeitschrift Ende und Anfang. Ein Beitrag zur politisch-literarischen Kultur der Nachkriegszeit , ungedruckte Diss. Uni Bremen 1998..*

[2] *Vgl. Karl A. Otto: Vom Ostermarsch zur APO, Frankfurt/ Main 1977*

[3] *Arno Klönne: Die deutsche Arbeiterbewegung. Geschichte Ziele Wirkungen, Köln 1980; derselbe: Die deutsche Gewerkschaftsbewegung. Von den Anfängen bis zur Gegenwart, Hamburg 1984.*

[4] *Vgl. Jörg Wollenberg: Volksfront und Sozialdemokratie. Die Widerstandsgruppe Brass-Brill und das Zehn Punkte-Programm der Deutschen Volksfront von 1936, in: Renate Knigge-Tesche/ Peter Reif-Spirek (Hrsg.): Hermann Brill 1895-1959, Wiesbaden 2011, S.77-130.*

[5] *Buchenwalder Manifest vom 13. April 1945, zitiert nach Brill, Gegen den Strom, 1946, S.100, unterschrieben von 44 Sozialdemokraten und Kommunisten aus Deutschland, Österreich, Niederlande, Belgien, CSR und dem Saarland.*

[6] *Buchenwalder Manifest vom 13. April 1945, zitiert nach Brill, Gegen den Strom, 1946, S.100, unterschrieben von 44 Sozialdemokraten und Kommunisten aus Deutschland, Österreich, Niederlande, Belgien, CSR und dem Saarland.*

[7] *vgl. Ulrich Herbert: Best, 1996, S.461-476.*

[8] *Vgl. Dietfried Krause-Vilmar: Hermann Brill und die Gründung des Instituts für Zeitgeschichte, in: Knigge-Tesche/Reif-Spirek, 2011, S.191-200.*

Unbequem aus Verantwortung

Treffen der IG Metall AGA Ausschüsse im IG Metall Bezirk Küste

Udo Hannemann

Vom 05. bis 10. Juli trafen sich die AGA VertreterInnen der 16 IG Metall Verwaltungsstellen aus dem Bezirk Küste in der Bildungsstätte Berlin.

„AGA" steht für „Außerbetriebliche Gewerkschaftsarbeit ".

Dieser Organisationsteil in der IG Metall versucht die Arbeit der Arbeitskreise innerhalb der IG Metall, die keinen unmittelbaren Kontakt mehr zu den Betrieben haben, zu koordinieren und über die örtlichen Verwaltungsstellen hinaus zu vernetzen.

In diesen Arbeitskreisen wird ein breiter Themenbereich bearbeitet, der erst durch das Zusammentreffen in der IG Metall Bildungsstätte mit Teilnehmern aus andern Verwaltungsstellen (IGM Bezirk Berlin Brandenburg Sachsen) deutlich wird.

Referenten aus dem IGM-Bezirk Küste (Meinhard Geiken), der IGM Verwaltungsstelle Hamburg (Eckard Scholz), aus dem IGM-Vorstand (Thomas Krischer) und vom DGB (Dirk Neumann) informierten über die aktuellen und zukünftigen Problemstellungen in der IG Metall und unserer Gesellschaft. Danach diskutierten sie mit den Teilnehmern.

Die Arbeitskreise der Seniorinnen und Senioren, der Erwerbslosen und der Stadtteilarbeit beschäftigen sich mit den bei ihren Mitgliedern auftretenden Problemen. Hierzu suchen sie sich fachkundige ReferentInnen, die über ihr Thema berichten und dann die Fragen der Arbeitskreisteilnehmer beantworten können. Wichtige Themen sind Umgang mit Firmen und Behörden. Hier gibt es auch oft feste Ansprechpartner, die kompetent beraten können.

Aber natürlich darf auch Unterhaltung nicht zu kurz kommen.

Die jeweiligen Jahresaktivitäten werden meist im Vorjahr geplant und in den Publikationen und im Internet der Verwaltungsstellen veröffentlicht.

Darüber hinaus macht man sich auch Gedanken über zukünftige Dinge.

Neben aktuellen politische Themen ist dies die Rentenentwicklung.

Bei den heutigen SeniorInnen reicht oft noch die aktuelle Rente zum Leben aus. Doch in der Vergangenheit sind politische Weichen falsch gestellt worden.

Nun muss zukünftig davon ausgegangen werden, dass immer mehr Rentner, und besonders Rentnerinnen, zum Sozialfall und in unwürdiger Weise Bittsteller werden.

Verändern kann dies nur der Bundestag, da hierfür eine Gesetzesänderung notwendig ist.

Deshalb gibt es nun die im AGA-Bereich gewerkschaftsübergreifend angestoßene Aktion:

„Wer Rentner quält, wird nicht gewählt!"

Näheres hierzu gibt es auf der Internetseite „seniorenaufstand.de"

Auf dem jährlich wiederkehrenden „Tag der älteren Generation" am „1.Oktober" soll hierüber informiert werden. Dort sollen dann auch die Unterschriften zu eine Veränderung der bestehenden Rentenformel gesammelt werden.

Wem gehört die Stadt ?

Diese Frage stellte sich eine Gruppe von ca. 60 Menschen Ende Juni bei einem Stadtteilrundgang auf Einladung des Netzwerkes „Recht auf Stadt“, der über das Gelände des geplanten Neuen Hulsberg Quartiers führte.

Hier sollen auf 14 ha, die nicht mehr für den Krankenhausbetrieb benötigt werden, über 1 000 neue Wohnungen entstehen – WIR berichtete bereits darüber.

Werden dann nur die Reichen und Schönen in dieser begehrten Innenstadtlage wohnen können oder entstehen auch bezahlbare Wohnungen für Familien, Rentner, Studenten, Alleinerziehende, Flüchtlinge …. für alle ?

Die schon häufig erhobenen Forderungen nach mindestens 25 % sozial geförderten Wohnungen bei Neubauvorhaben, nach Umbau von Bestandsgebäuden zu preisgünstigem Wohnraum, nach einem soliden Baustandard, aber keinen Luxuswohnungen sowie nach der Unterstützung von gemeinschaftlichem und genossenschaftlichem Wohnen, erschienen vor Ort gleich deutlich plastischer als im Zeitungsbericht oder bei Gesprächen mit der Baubehörde.

Einen guten Eindruck konnte man sich auch von der Bedeutung der großen, alten Bäume, von denen mehr als die Hälfte fallen sollen, für den Charakter des gesamten Geländes machen.

Ebenso lebhaft wurde die Frage, wie ein autoarmes Quartier entstehen kann, direkt

auf dem für eine Quartiersgarage vorgesehenen Platz erläutert .

Währenddessen befestigte eine kleine Gruppe ein großes Tranparent mit unseren Forderungen auf dem Krankenhausgelände am Bauzaun zum Neubau, Ecke Bismarckstraße / St. Jürgen Str. – gut sichtbar von der Bushaltestelle aus. Es blieb über eine Woche hängen, ehe es von Seiten des Klinikum wieder entfernt wurde.

Uns gehört die Stadt !

Anliegenden Beitrag schrieb ich Anfang 1960. Ich fand ihn 1994 unter meinen Papieren wieder. Da ich 1993 per Zufall zum Offenen Kanal – Bürgerrundfunk gekommen war und weil ich schon Interesse am Fernsehen – Bürger für Bürger – hatte, dachte ich mir, aus diesem Beitrag einen Film zu machen. Es gab Arbeit über Arbeit für mich. Genau 50 Jahre nach dem thematisierten Ereignis, am 18./19. August 1994, lief dieser Film eine Stunde im OK Bremen mit viel Erfolg in Bremen. Besonders viele ältere Leute wollten diesen Film auch haben, allerdings auch Jüngere. Der Film hieß: „Meinen Enkelkindern gewidmet".

Wir schrieben den 18. August 1944. Ein Tag, an dem der Himmel leuchtend blau war und die Sonne fast unerträglich heiß schien. Gerne wäre ich zum Baden gegangen, denn was sollte ein Junge von 12 Jahren schon groß für andere Wünsche haben, bei solch einem herrlichen Sommerwetter. Aber ich durfte nicht. Durfte nicht, weil meine Mutter mir verboten hatte, mich außer Rufweite vom Hause – in der Hemmstraße/Ecke Kohlenstraße – zu entfernen. Dafür hatte sie auch ihren Grund. Einmal hatte ich nämlich nicht auf sie gehört und war mit einem gleichaltrigen Jungen durch den Hemmstraßen-Tunnel nach Findorff spielen gegangen. Und gerade da war es passiert: Fliegeralarm. Wie gehetzt war ich nach Hause gelaufen, denn ich wusste, meine Mutter würde jetzt unruhig mit Koffer und Tasche an der Haustür stehen und mich rufen, um nur schnell genug zum Bunker zu kommen. Schnell genug, das hieß, bevor die Flak einsetzte zu schießen und bereits die ersten Bomben fielen. Sie hatte damals nicht mit mir geschimpft, nur in ihren Augen war ein Vorwurf zu lesen und so etwas wie Angst – um das Leben, für das damals keiner bereit war noch einen Pfifferling zu geben. Vier lange Stunden saßen wir damals in dem überfüllten Kamp-Bunker, Nähe Haferkamp, auf demselben Platz wie immer.

Inge und Hermann Siemering

Kaum, dass man ab und zu ein lautes Wort hörte, nur hier und da ein leises Flüstern. Auf unserer Bank und der vor uns und hinter uns stehenden saßen fast alles nur Nachbarn, meistens Frauen, Kinder oder ältere Männer. Alle schienen sie heute irgendwie bedrückt.

War es die furchtbare Hitze, die in dem Raum herrschte, die Ruhe oder vielleicht irgendeine schlechte Vorahnung? Doch plötzlich heulten die Sirenen zur Entwarnung und ein Aufatmen ging durch die Menschen. Man konnte die Gedanken jedes Einzelnen lesen. Es ist ja mal wieder alles gut gegangen. Das war der 18. August 1944. Am Abend desselben Tages wurden wir wieder wie so oft durch das scheußliche Sirenengeheul aus dem Schlaf gerissen. Aufgestanden, das Notdürftigste ergriffen und wieder den Weg zum Bunker gemacht. Zehn Minuten hatten wir zu laufen. Wieder dieselben Gesichter, wieder derselbe Platz, nur die Hitze war nicht mehr so schlimm. Wir hatten an diesem Abend das Gepäck zu Hause gelassen, denn durch das Radio war die Meldung gekommen, dass die feindlichen Bomber-Verbände an unserer Stadt vorbei in Richtung Berlin fliegen würden. Fast zwei Stunden saßen wir nun schon wieder im Bunker. Die Stimmung war etwas aufgelockerter als am Tage. Der Bunker war nicht ganz voll, weil wahrscheinlich viele die Radio-Meldung gehört hatten und nun annahmen, es könnte ja nicht so schlimm werden.

Plötzlich kam der Bunkerwart mit der Meldung, die feindlichen Bomber-Verbände seien von Berlin aus auf dem Rückflug in Richtung auf Bremen. Unter den Menschen entstand Unruhe, und alles musste sich wieder hinsetzen, auch die, die gehofft hatten, der Alarm wäre gleich vorüber.

Und dann kam die Nacht des Grauens, die Nacht, die ich nie in meinem Leben vergessen werde. Nur eine gute halbe Stunde lang bombardierten die Flugzeuge unsere Stadt Bremen – und danach war ein Drittel der Stadt dem Erdboden gleichgemacht.

Man könnte ein ganzes Buch darüber schreiben, nur um die Schrecken dieser Nacht zu schildern oder der darauf folgenden Tage, als wir – meine Mutter und ich – zwischen verkohlten Leichen meinen Vater zu finden versuchten, der nicht bei uns im Bunker gewesen war. Man könnte davon schreiben, wie noch am anderen Tage Menschen vor unseren Augen bei lebendigem Leibe durch Phosphor verbrannten oder wie wir selber versuchten, aus der Gefahrenzone des Verbrennens zu entweichen, wie wir nach mehreren Stunden dann endlich an der Stelle standen, wo unser Haus gewesen war. Nun hatten

wir zum dritten Mal alles verloren und nur noch unser nacktes Leben gerettet. Die Kleidung an unseren Leibern war versengt, teilweise hatten wir sie uns selbst in Fetzen zerrissen, um sie uns als Schutz gegen den Rauch und gegen den Feuersturm der brennenden Häuser vor den Mund zu halten.

Sie nähme kein Ende, diese Schilderung, und ich glaube, auch viele ältere Bremer könnten sich gleich mir an derartige Schrecken des Krieges heute noch genauso gut erinnern.

Aber nochmals zurück zum Bunker. Eine halbe Stunde Bombenhagel war auf die Stadt niedergegangen. Vom obersten Stockwerk des Bunkers wurde eine Frau verletzt heruntergetragen. Ein von der Decke herabfallender Entlüfter hatte sie getroffen. Die Leute glaubten jedoch, es sei ein Bombendurchschlag gewesen, worauf Panik entstand und sich alles nach unten drängte. Von außen war das Heulen des Feuersturms zu hören, und dann kamen einzelne Nachrichten zu uns, dass die ganze westliche Vorstadt Bremens in Schutt und Asche gesunken sei und dass um den Bunker herum Menschen tot dalagen, die noch nach dem Einsetzen des Bombenhagels versucht hatten hier Schutz zu finden. Man hielt sich gegenseitig an den Armen fest, verdammte den Krieg, und ein Satz einer jungen Frau, die einen Jungen von ungefähr sechs Jahren auf dem Arm hielt, klingt mir heute noch im Ohr: „Lieber zehn Jahre bei trocken Brot und Wasser – aber wenn nur der Krieg mit all seinem Elend endlich vorbei wäre. Mein Mann ist auch schon gefallen."

Hier will ich nun meine Erinnerungen von den Tagen des 18. und 19. August 1944 abschließen, nicht ohne zu mahnen: Nicht Vergessen und Schweigen ist angesagt, sondern lasst uns – die ältere Generation – die Schrecken des Krieges nicht in Vergessenheit geraten.

Lasst uns, denen bei Sirenengeheul heute noch immer ein eiskalter Schauer über den Rücken läuft, es unseren Enkeln und Urenkeln erzählen, aus eigener Erfahrung, wie schlimm Kriege sind.

Bombennacht: Frankfurt am Main, 1944

70 Jahre nach der „Stunde Null", die keine war

Das Kriegsende 1944/45 aus der Sicht von Bremer Zeitzeugen
Vortragsreihe von Prof. Dr Jörg Wollenberg in Zusammenarbeit mit dem Arbeitskreis Geschichte der IG Metall, der VVN-BdA Bremen u. a.

Schon vor Ende des Krieges hatten sich Bremer Frauen und Männer zusammen gefunden, um ein „Sofortprogramm" zur Neuordnung Deutschland vorzulegen. Sie veröffentlichten ihr Programm schon am 6.- Mai 1945 im „AUFBAU", dem Organ der Kampfgemeinschaft gegen den Faschismus. Erst am 19. September 1945 erschien die erste Ausgabe des „Weser Kuriers" mit einem Bericht über „eines der blutigsten Kapitel der Naziherrschaft: Der Belsen –Prozess hat begonnen." Mit folgenden Veranstaltungen soll noch einmal an die Hoffnung auf eine politische Neuordnung nach 1945 erinnert werden:

„Mit Wehmut und Trauer gedenken wir der Toten!"
Sonntag, 13. September, 11.30 Uhr, Friedhof Osterholz

Bremen vor 70 Jahren: Niederlage oder Befreiung.
Donnerstag, 15.10.2015, 16 Uhr, in Gröpelingen, Nachbarschafthaus im Rahmen der Seniorenuniversität der AWO

Der 9. November und seine Hinterlassenschaften in der deutschen Geschichte.
Dienstag, 10 November 2015 um 17 Uhr
im Bremer Gewerkschaftshaus

„Das ist nicht das Deutschland, für das wir gekämpft haben".
Ein Resumee aus der Sicht von Käthe Popall.
Mittwoch, 2. Dezember 2015, 15 Uhr,
Use Akschen in Göpelingen

Im Herbst 2015 geht die Auseinandersetzung um die Handels- und Investitionsabkommen

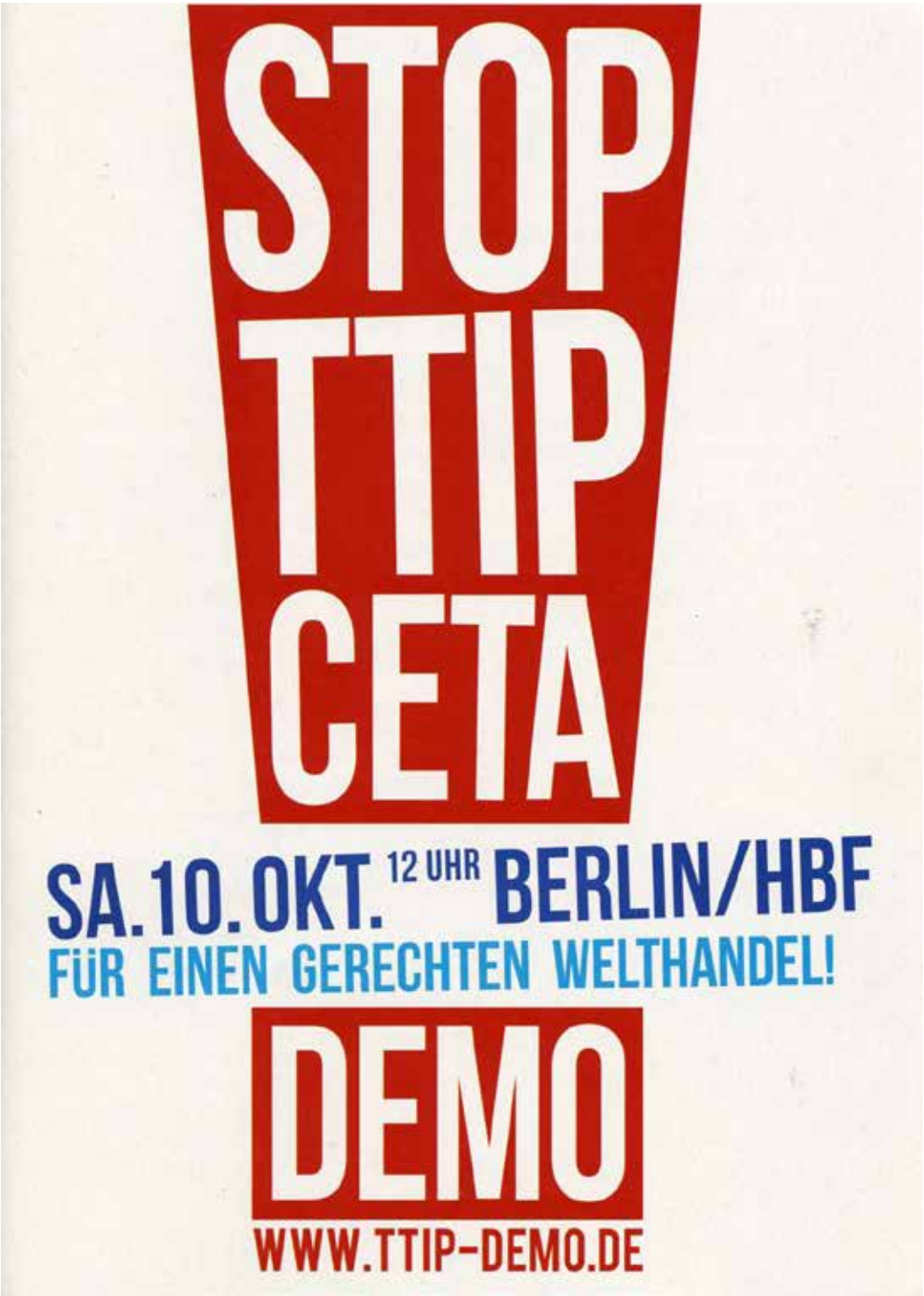
TTIP und CETA in die heiße Phase. Beide Abkommen drohen Demokratie und

Rechtsstaatlichkeit zu untergraben und auszuhebeln. Es ist höchste Zeit, unseren Protest gegen die Abkommen auf die Straße zu tragen!

Mit einer bundesweiten Großdemonstration werden wir am 10. Oktober in Berlin ein kraftvolles Zeichen setzen. Wir werden deutlich machen, dass gesellschaftliche Errungenschaften wie Umweltschutz, Verbraucherschutz und ArbeitnehmerInnenrechte unverhandelbar sind. Auch eine nachhaltige, bäuerliche Landwirtschaft und die kulturelle Vielfalt sind Werte, die es zu schützen und auszubauen gilt.

Nur gemeinsam mit vielen Menschen wird es uns gelingen, die geplanten Abkommen zu stoppen und unsere Forderungen für eine soziale und ökologische Globalisierung umzusetzen.

Weitere Informationen zur Demo u.a. bei den Gewerkschaften.



Impressum:

Die Zeitung wird gefördert durch die GEW Bremen, IG Metall Bremen und ver.di Bremen. Über weitere MitarbeiterInnen würden wir uns freuen. Auch Kritik und Anregungen sind uns willkommen.

Herausgeber und Kontakt:
Arbeitskreis DGB-SeniorInnen Bremen
c/o Gerd Bohling, Dieter Tarnowsky
DGB-Haus Bremen
Bahnhofsplatz 22-28, 28195 Bremen

RedaktionsmitarbeiterInnen:
Wolfgang Bielenberg, GEW, Detlef Dahlke, Hugo Köser, Hermann Wilkening, IGM
Traudel Kassel, Inge Markowsky,
Margot Müller, Karla Vendt, Bernd Krause
Günther Wesemann, Brigitte Wilkening, ver.di

V.i.S.d.P.
Manfred Weule
Redaktionsadresse:
Bildungsvereinigung Arbeit und Leben,
Tel.: 0421 / 960 89 12
e-mail: m.weule@aulbremen.de
e-mail: hugo.koeser@web.de
(Bitte Briefe an beide Adressen zuschicken)